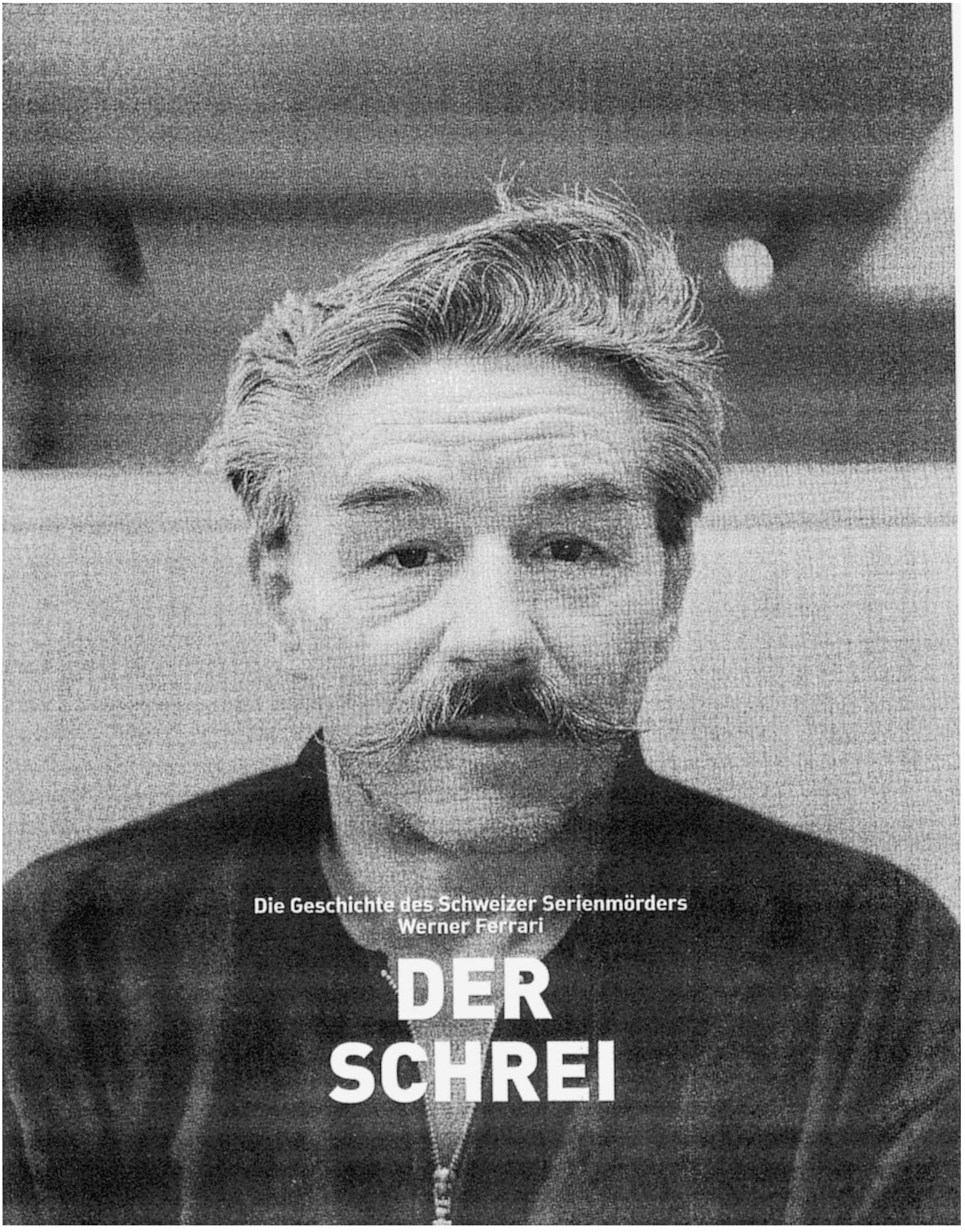

Die Geschichte des Schweizer Serienmörders
Werner Ferrari
DER
SCHREI

Mit der Verhaftung des Hilfsarbeiters Werner Marco Ferrari am 3o. August 1989 ging eine Serie von elf Kindsmorden zu Ende. In vier Fällen war Ferrari geständig und wurde dafür am 8. Juni 1995 zu einer lebenslangen Zuchthausstrafe verurteilt. Bereits 1971 hatte er ein Kind getötet.
Der Journalist Peter Holenstein hat Ferrari während Jahren in der Strafanstalt Lenzburg besucht. Er hatte exklusiven Zugang zu Gerichtsakten und ärztlichen Gutachten sowie zu Ferraris Privatkorrespondenz. Ein neuer Blick auf die Geschichte des mutmasslich grössten Serientäters in der Schweizer Kriminalgeschichte.

VON PETER HOLENSTEIN

Das Bild des Verurteilten, das in fast allen Zeitungen zu sehen war, entsprach ziemlich genau der landläufigen Vorstellung, wie ein Triebtäter auszusehen habe, der von den Medien auch als «Bestie» und «Ungeheuer» bezeichnet worden war: Ein hagerer Mann, dessen abgezehrtes Gesicht von wild wuchernden langen Haaren gerahmt war und den Eindruck erweckte, als werde er gehetzt von einer wilden Hundemeute.

Ein ungepflegter Schnauzbart säumte seine zu einem, Strich verengten Lip pend, und die kleinen, stählernen Augen steckten hinter einer viel zu grossen Brille. Die linke Schulter hielt der Gefangene ängstlich hochgezogen lind die in Handschellen gefesselten Hände schützend auf Brusthöhe, als wolle er sich imaginärer Schläge erwehren.

In dieser Verfassung trat Ferrari vor die Öffentlichkeit, ein seit fast zehn Jahren gesuchter Serientäter, der fünf, vielleicht elf Kinder ermordet hatte. Was folgte, war ein landesweit Aufsehen erregender Prozess und eine ausgedehnte Gerichtsberichterstattung. -Ungelöst blieb das Rätsel dieses Mannes: Was hatte ihn dazu gebracht, mindestens fünf Kinder umzubringen?

Werner Ferraris Pflichtverteidiger Roland Kündig (Name geändert), an den ich mich einen Monat nach dem Prozess mit dem Ansinnen wandte, den Verurteilten im Zuchthaus besuchen und ein Buch über seine Lebensgeschichte schreiben zu wollen, reagierte skeptisch: «Herr Ferrari will mit niemandem sprechen, aber ich werde ihn über Ihre Anfrage informieren.»

Wenige Tage später erhielt ich einen Brief mit dem Absender «Postfach 75' 5600 Lenzburg 1». Werner Ferrari schrieb: «Seit meiner Verhaftung Ende August 1989 bin ich nicht mehr derselbe Mensch. Wenn ich von der Veränderung meines Ichs spreche, so kann ich diese *weder* beschreiben noch erklären. Keiner kann so etwas verstehen. Man war nicht gerade begeistert, dass ich mit Ihnen Kontakt aufnehme, aber ich hoffe, dass wir uns kennen lernen. Ob dies der Fall sein kann, entscheidet jedoch die Aargauer Justiz.»

Es dauerte fast ein Jahr, bis ein Besuchsantrag bewilligt wurde. Ein erstes Gesuch im Juli 1995 wurde mit der Begründung abgelehnt, «dass der Anstaltsdirektor den Besuch eines Autors nicht für sinnvoll hält», und einen zweiten Antrag wies man im September 1995 mit dem Argument ab, «dass eine Auswertung der Geschichte des Werner Ferrari weder diesem selbst noch sonst jemandem nützt, sondern höchstens die Gefahr besteht, die Emotionen erneut hochgehen zu lassen». Es bedurfte der nachhaltigen Unterstützung meines Vorhabens durch Verteidiger Roland Kündig, der schriftlichen Vollmacht Werner Ferraris zwecks uneingeschränkter Einsichtnahme in. seine Gerichtsakten sowie Gesprächen mit dem Gerichtspräsidenten Guido Näf, der Psychiaterin Bernadette Roos und Anstaltsdirektor Martin Pfrunder, bis ich dem Verurteilten am 20. Mai 1996 im Zuchthaus Lenzburg erstmals gegenübersass. In der Folge wurden unseren rund zwanzig Begegnungen während der vergangenen Jahre keine Hindernisse mehr in den Weg gelegt, und bei allen unseren Treffen hatte ich die Möglichkeit, mich alleine mit Werner Ferrari zu unterhalten.

Bis zu unseren ersten Treffen wie auch danach unterhielten wir einen intensiven Briefwechsel. Ferraris Briefe an mich füllen heute zwei Bundesordner. Bei diesem Schriftwechsel fiel mir schon bald auf, dass ich eigentlich mit zwei Personen korrespondierte: mit einem Werner Ferrari, der in seinen durchwegs in Grossbuchstaben ge schriebenen Briefen seine Unschuld beteuerte, sowie mit einem Marco Ferrari, der in akkurater Schreibschrift zu verstehen gab, dass er keine Erklärung dafür finden könne, was passiert sei.

Werner Ferrari, das war offensichtlich, verfügte über ein äusserst präzises Langzeitgedächtnis, das bis in seine früheste Kindheit zurückging. Unzählige Namens-, Orts- und Zeitangaben erwiesen sich bei meinen Nachrecherchen ausnahmslos als zutreffend. Die durch seine Biografie erklärbaren Beziehungen zu den Gegenden, in denen Kinder verschwanden oder später tot aufgefunden wurden, schienen nicht nur logisch, sondern hielten auch der Überprüfung stand. Mit dem Erinnerungsvermögen war es jedoch schlagartig vorbei, wenn ich ihn in meinen Briefen auf konkrete Tatumstände ansprach. Wenn Marco Ferrari zurückschrieb, ging dieser entweder gar nicht auf die Fragen ein, oder dann verlor er sich in endlosen Beschreibungen ungefragter und irrelevanter Umstände. Schrieb hingegen Werner Ferrari zurück, beteuerte er lediglich, seine Geständnisse seien unter dem -Druck der Verhöre entstanden, oder er habe Details zu den Taten während der Einvernahmen erfahren. Es war die perfekte Dualität: Im Kopf von Werner Ferrari fand sich keine Erinnerung an die Taten, oder dann war diese restlos ausgelöscht, und im Kopf von Marco Ferrari gab es keine Erklärung dafür, weshalb er sie begangen hatte.

Werner Ferraris Zelle in der Strafanstalt Lenzburg trägt die Nummer 207, ist 36o Zentimeter lang und 210 Zentimeter breit und weist damit eine Wohnfläche von rund 7,6 Quadratmetern auf. Die schweizerische Tierschutzverordnung schreibt für die Zwingerhaltung eines über 32 kg schweren Hundes eine Mindestgrundfläche von 8,6 Quadratmetern vor. Ich konnte Ferrari nicht widersprechen, als er sein Dasein in der Zelle als «Käfighaltung» bezeichnete.

In dieser Zelle, die er fast liebevoll «meinen Wohnwagen» nennt, sowie in

seiner Arbeitszelle, in der er jeden Tag von 7 bis 11 Uhr und von 13 bis 16 Uhr 3o Elektrogeräte montiert, spielt sich seit fünf Jahren und voraussichtlich auch für den Rest des Lebens sein ganzer Alltag ab. Hier steigt er jeden Morgen um 5 Uhr aus seinem schmalen Klappbett, wäscht sich an einem Kaltwasserlavabo, verrichtet seine Notdurft, kleidet sich in Bluejeans und zieht sich meist ein dunkelfarbenes Sweatshirt über. Dann hört er die Radionachrichten und wartet, bis um 6.45 Uhr das Frühstück durch die Klappe gereicht wird.

Wie jeder andere Insasse verbringt er auch die zweistündige Mittagspause in seiner Wohnzelle. An einem kleinen Tisch unterhalb des vergitterten Zellenfensters, das Aussicht auf die gegenüberliegende Aussenmauer des Besuchertraktes bietet und auf einen Quadratmeter Himmel, nimmt er das Mittagessen ein, das um 11.3o Uhr auf die geöffnete Klappe gestellt wird. In seinem «Wohnwagen» verbringt Werner Ferrari auch seine gesamte Freizeit. Er

gung, dem Hören von klassischer Musik. Zu den Favoriten in seiner CD-Sammlung gehören die Klavierkonzerte von Mozart und Beethoven, aber auch Flötenkonzerte von Mercadante und Vivaldi. Trotz der 53 Kabelkanäle, über die alle Zelleninsassen verfügen, bleibt der TV-Apparat in Ferraris «Wohnwagen» meistens schwarz. «Es sei denn», meint er, «dass ein Schweizer Film aus den Fünfziger- oder Sechzigerjahren ausgestrahlt wird oder wenn ich mir einmal die Nachrichtensendung <10 vor 1o> ansehen will.» Danach flüchtet er sich jeweils dorthin, wo er sich am liebsten aufhält: in die Geborgenheit des Schlafes.

Der heute 53-Jährige mit dem akkurat gezwirbelten Schnauzbart, dessen Augen stets einen imaginären Punkt im Irgendwo zu fixieren scheinen und auf dessen Gesicht man sich selbst den Anflug eines Lächelns nicht einmal vorstellen kann, ist geblieben, was er seit seiner Kindheit war: ein introvertierter Einzelgänger. Sein ganzes Verhalten zielt nur auf eines ab: Er will alleine

frachtete sie ihn in ein Kinderheim nach Rümlingen BL, wo er jedoch nur kurz verblieb. Es folgten weitere Heimaufenthalte im graubündischen Wiesen sowie in Herisau. Auf Anraten des dortigen Schulpsychologen wurde Werner am 8. Mai 1953 ins Kinderheim «Gott hilft» nach Igis bei Landquart versetzt.

Von Heim zu Heim

Ein halbes Jahr später konnte auch Gott nicht mehr helfen, worauf der Siebenjährige in die Kinderbeobachtungsstation im aargauischen Rüfenach verlegt wurde; dort verblieb er bis zum Juni 1954. In Rüfenach wurde er als Kind beschrieben, das an «Pseudodebilität, Konzentrationsstörungen, Verwahrlosung und Infantilität» litt. Von Rüfenach führte die Heimkarriere nach Adelboden, wo Werner bis Mitte 1956 im Kinderheim Neuenweg unterge- bracht wurde. Hier vermerkte die Heimleitung, dass das Kind «lüge und stehle, das Bett nässe, aber auch liebesbedürftig, anhänglich und arbeitsfreudig» sei.

In seiner Zelle von 7,6 Quadratmetern setzt Ferrrari Elektroapparate zusammen, hört am Abend Mozart und Beethoven, dann flüchtet er sich in den Schlaf.

besucht keine Weiterbildungskurse, nimmt an keinen internen Veranstaltungen teil und bleibt auch dem anstaltsinternen Freizeitangebot sowie der Anstaltsbibliothek fern. Seit er in Lenzburg inhaftiert ist, meidet er wo immer möglich den Kontakt mit anderen Insassen und mischt sich auch nicht in ihre Händel ein. «Ich halte mich aus allem raus», sagt er, «das ist die beste Art, um hier keine Probleme zu haben.» Dass seine selbst gewählte Isolation damit zu tun habe, wonach Kindermörder in der Hierarchie eines Zuchthauses auf der untersten Stufe einsortiert werden, weist er von sich: «Das glauben nur Leute, die keine Ahnung davon haben, wie es in einer Strafanstalt zugeht. Die Hierarchie funktioniert nach den Nationalitäten der Insassen und, vor allem, dem Recht des Stärkeren.»

«Ich bin zwar alleine», sagt Werner Ferrari, «aber ich fühle mich nicht einsam.» Das gilt auch für die Nächte. Nach dem Abendessen um 17 Uhr joggt er regelmässig eine Stunde lang «an Ort», legt sich dann aufs Bett und huldigt seiner liebsten Freizeitbeschäfti

sein und alleine gelassen werden, mit sich selbst sein und mit seinen Gedanken, die ihn immer wieder in seine Vergangenheit rühren — einen einzigen Alptraum.

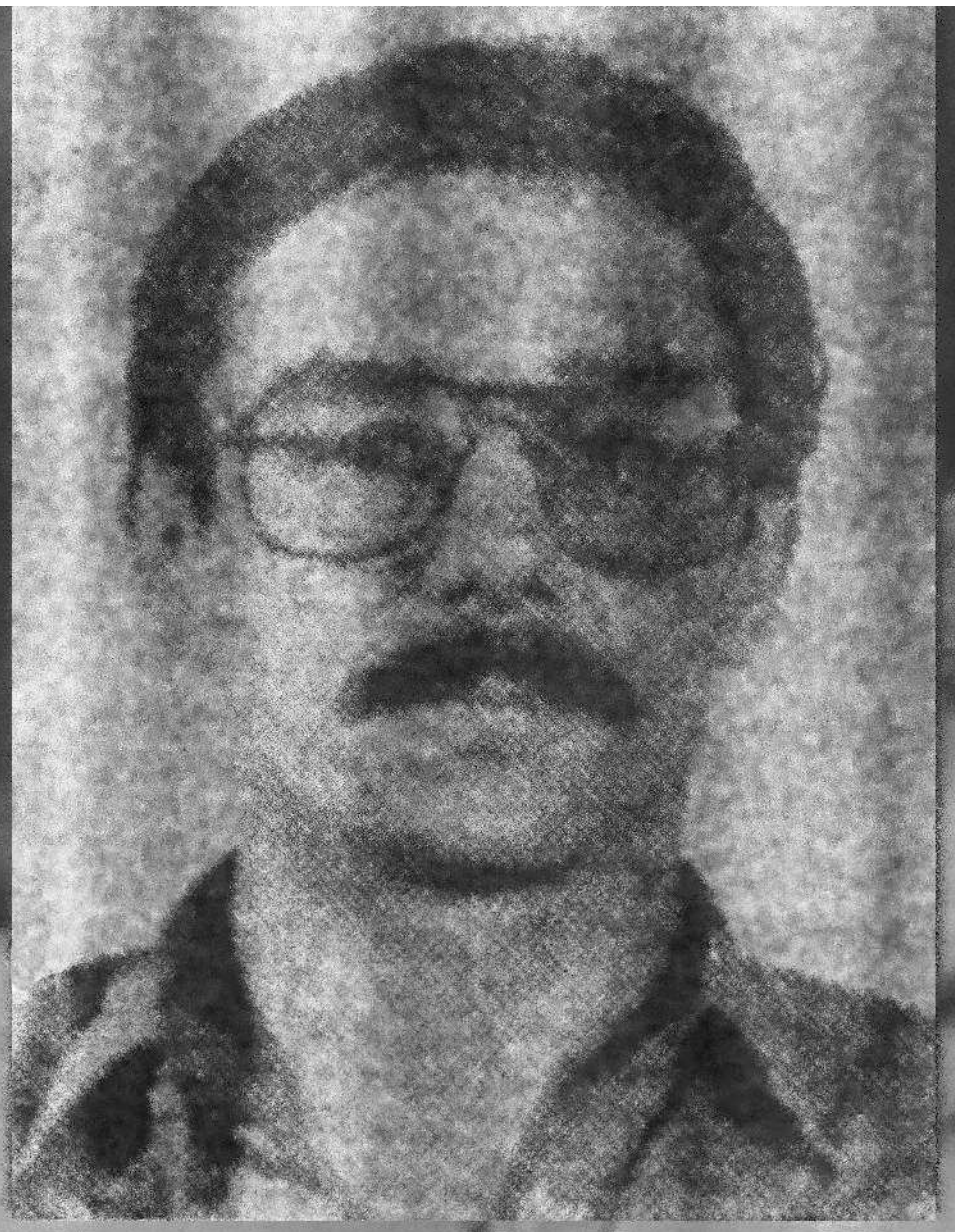
Die frühen Jahre

Das Kind, das am 29. Dezember 1946 in Basel geboren wurde, musste mit der Zange herausgeholt werden. Die Mutter hiess Gertrud Ferrari, war t8 Jahre alt, und ob der Mann, den sie zwei Jahre später heiratete, der Vater ihres Kindes war, wusste sie nicht. Die Ehe hielt zwei Jahre, und noch im Jahr der Scheidung heiratete sie ein zweites Mal. Nach acht Monaten war sie bereits wieder geschieden und heiratete 1958 erneut.

Bis zu seinem vierten Lebensjahr verbrachte Werner Ferrari sein Leben bei der Grossmutter. Als Gertrud zum zweiten Mal heiratete, holte sie den Knaben für kurze Zeit zurück, vernachlässigte ihn jedoch schwer und prügelte ihn jedesmal, wenn er sich nicht nach ihren Vorstellungen verhielt. 1951 ver-

Als Gertrud Ferrari 1958 erneut heiratete, veranlasste Werners Vormund die Einweisung in das Knabenerziehungsheim Schillingsrain in l Liestal, wo sich der Jugendliche bis Ende Mai 1962 aufhielt. «Ich vermisste als Kind jede Form von Zuneigung oder Liebe», erinnert sich Werner Ferrari an die damalige Zeit. «Meine Mutter hat mich nie geküsst, ja nicht einmal bei der Hand i gehalten oder mich getröstet, wenn ich geweint habe. Ich wurde nur hin- und hergeschoben wie ein störendes Möbelstück, hoffend, dass es jemand unauffällig entsorgt.»

Über seine Zeit im Schillingsrain schrieb er: «Ist es etwas Grosses, in Gedanken und Worten gegen jene Ungerechtigkeit zu rebellieren oder gegen einen konkreten Notstand, wie er damals im Erziehungsheim mit Händen zu greifen war und der nur ein Symptom des gigantischen ewigen Unrechts oder genauer gesagt der menschlichen Trägheit und Dummheit war und ein Beweis für die Zerrüttung einer barbarischen Umgebung, die viele Jahre eines neuen Hausvaters nicht gerechter,





Am 6. August 1971 an einem Dorffest in Reinach BL verschwunden, zwölf Tage später erwürgt aufgefunden: Ferrari-Opfer Daniel Schwan (11).

Werner Ferrari heute (grosses Bild) und während der Untersuchungshaft (oben links).

glücklicher, freier und menschenwürdiger gemacht hatte, ein Haus voller unglücklicher Kinder, wie wir es damals waren.»

In den folgenden Jahren wurde Ferrari neben zahlreichen anderen Delikten mehrerer Brandstiftungen überführt, und Anfang April 1965 machte er sich der «Eisenbahnbetriebsgefährdung»
schuldig, weil er einen Hemmschuh auf das Geleise der Sihltalbahn legte. Mitte April wurde er polizeilich ausgeschrieben, kurz darauf gefasst und zwecks Abklärung in die Anstalt für Epileptische in Zürich eingewiesen. Der ihn dort begutachtende Arzt kam zum Schluss, dass es sich bei Ferrari um einen «introvertierten und schizoid-kontaktarmen jungen Mann handelt, der wegen seiner mangelnden Anpassungsfähigkeit gefährdet ist».

Nach neuerlichen Delikten gelangte Ferrari schliesslich 1965 in die Psychiatrische Universitätsklinik Friedmatt in Basel, wo Professor B. Dukor ein brisantes Gutachten erstellte. Dukor bezeichnete Ferrari als «infantile Persönlichkeit, welche nebst der Unterentwicklung von Intelligenz und Charakter auch psychopathische Züge im Sinne einer schizoiden Kontaktschwäche aufweist». Der Gutachter erkannte «eine Neigung zu unberechenbar-abruptem Handeln» und schloss die Gefahr nicht aus, «dass Werner Ferrari eines Tages ein pädophiles Sexualdelikt begehen könnte».

Der erste Mord

Während der Begutachtung in der Friedmatt ging Ferrari oft im Grenzland zu Frankreich spazieren. Dabei lernte er einmal ein Mädchen kennen, das an einem Waldrand mit ihm schmuste. Als unvermittelt jemand in der Nähe der beiden auftauchte, hielt er dem Mädchen den Mund zu und hätte es gemäss seinen eigenen Angaben «beinahe umgebracht». Darauf vermied er künftig den Gang in jenes Gebiet.

Die Jahre von 1967 bis 1971 änderten nichts Wesentliches an der instabilen Gefängnis- und Anstaltskarriere Ferraris. Beruflich kam es zu Anstellungen und Entlassungen. Ferrari bestahl seine Arbeitgeber, verdingte sich in der Landwirtschaft und arbeitete im Raum Pratteln als Hilfskraft. Im August 1971 bestätigte sich auf dramatische Weise die Vermutung von Professor Dukor aus dem Jahr 1965, wonach Ferrari eines Tages ein pädophiles Sexualdelikt begehen könnte: Auf einem Dorffest in Reinach im Kanton Baselland entführte er am Abend des 6. August den zehnjährigen Daniel Schwan, spazierte mit ihm zu einem Wäldchen bei Therwil und erwürgte ihn.

Die Suche nach dem Kind blieb damals tagelang erfolglos. Erst am 12. August meldete sich die Wirtin eines Restaurants in Liestal bei der Polizei und gab an, dass ihr bereits am 7. August ein Werner Ferrari telefoniert und sich danach erkundigt habe, ob der vermisste Knabe bereits im Radio durchgegeben worden sei — zu einem Zeitpunkt also, in welchem noch nichts vom Verschwinden des Knaben an die Öffentlichkeit gedrungen war. Ferrari wurde umgehend verhaftet, legte am 18. August 1971 ein Geständnis ab und führte die Polizei noch gleichentags an den Tatort.

Mit Urteil des Strafgerichts Baselland vom 12. April 1973 wurde Werner Ferrari der vorsätzlichen .Tötung von Daniel Schwan schuldig befunden und zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt. Seine Strafe verbüsste er bis August 1976 in der Strafanstalt Thorberg und anschliessend bis zu seiner Entlassung in der Strafanstalt Regensdorf. Auf dem Thorberg wurde Ferrari Zeuge eines Tötungsdeliktes: «Vor meinen Augen wurde ein Mitinsasse wie ein Tier abgestochen», erinnert er sich. «Das Opfer schrie dabei so grauenhaft, wie eben nur ein Mensch schreien kann, dem der Bauch aufgeschlitzt wird. Dieses Schreien hat mich beinahe wahnsinnig gemacht.»

Mit dem hilflosen Schreien, das er seit seiner frühesten Jugend nicht hören kann, begründet Ferrari heute auch sein Delikt an Daniel Schwan: «Ich wollte dieses Kind nicht töten», sagt er und weint. «Es wäre nicht passiert, wenn es nicht plötzlich zu schreien begonnen hätte. Wenn jemand wehrlos schreit, insbesondere Kinder, dreht irgendetwas in mir durch, weil ich mich dann selber schreien höre. Ich höre plötzlich, wie ich um mein eigenes Leben geschrien habe, als mich mein Stiefvater zu ertränken versucht hat; ich höre mich schreien, wie ich als Kind geschlagen worden bin, und ich höre mich schreien, aus Verzweiflung darüber, allein gelassen worden zu sein. Ich wollte das Kind nur am Schreien hindern, deshalb bin ich ihm an den Hals gegangen. Ich habe selbst nicht gewusst, wie mir geschah, als das Kind plötzlich tot vor mir lag, und war überzeugt, dass es vor lauter Angst an einem Herzinfarkt gestorben war — so schnell ging das.»

Während der Untersuchungshaft schrieb er der Mutter des Opfers einen Brief, in dem er unter anderem ausführte: «Ich weiss, was für Schmerzen ich Ihnen zugefügt habe. Ich habe Ihnen ein grosses Leid angetan und dies alles ungewollt. Ich darf und kann von Ihnen und Ihrer Familie niemanden

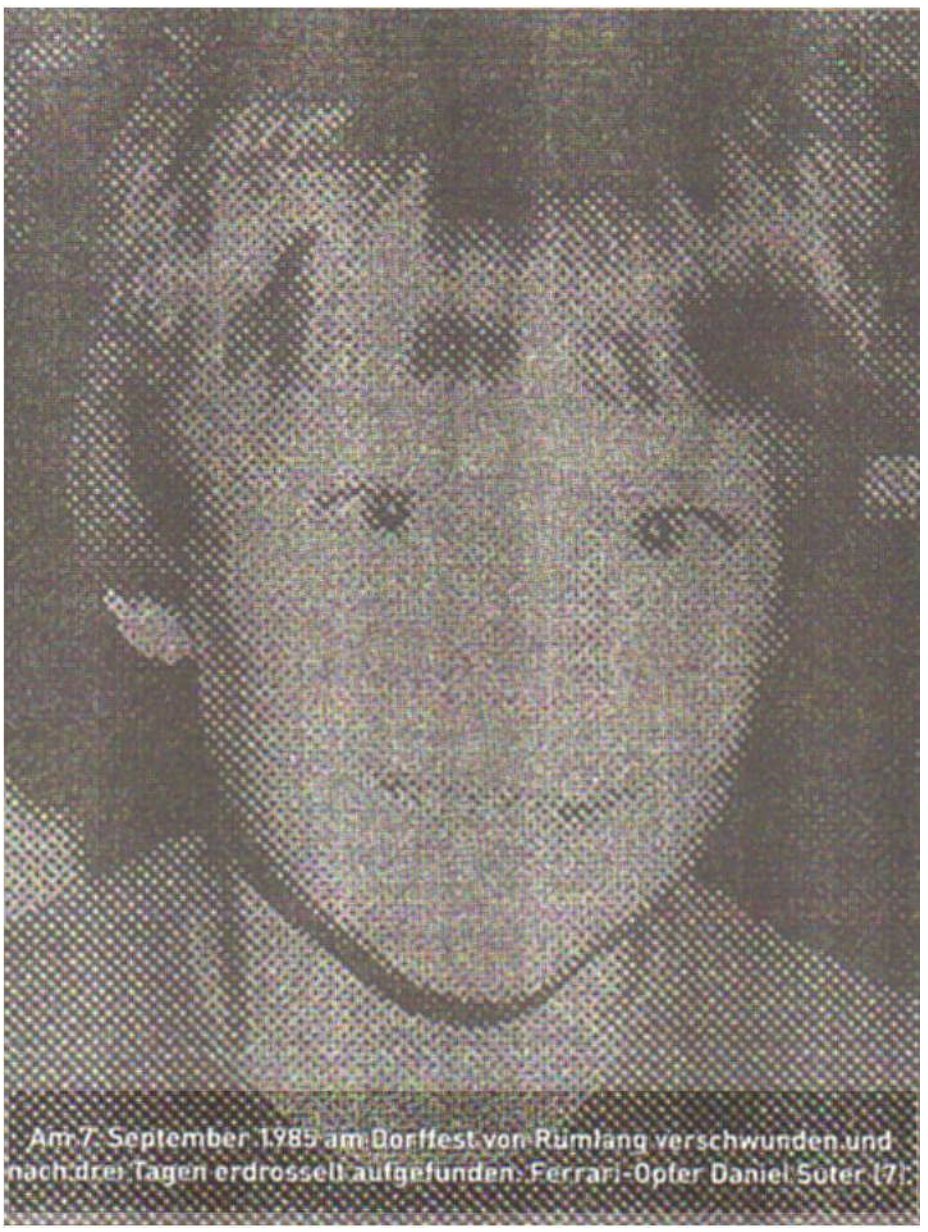
«Sie fragen mich sicher, warum dies geschehen ist. Ich auch, alle Tage und auch im Dunkeln», schrieb Ferrari der Mutter eines Opfers.

um Verzeihung bitten. In Gedanken will ich mich bei Ihnen und jedem, der mich einen Mörder nennt, entschuldigen. Noch lieber wäre mir, ich könnte alles einen Traum nennen. Sie fragen mich sicher, warum dies geschehen ist. Das frage ich mich auch, alle Tage und auch im Dunkeln. Aber ich finde die Antwort nicht.»

Im Zusammenhang mit dem Tötungsdelikt an Daniel Schwan war Werner Ferrari einmal mehr psychiatrisch begutachtet worden. Der Gutachter stellte beim Täter «eine ausgeprägte pädophile und homosexuelle Veranlagung» fest. Am 11. August 1979, nach lediglich sechs Jahren Haft, wurde er als «geheilt» aus der Strafanstalt Regensdorf entlassen und für drei Jahre unter Schutzaufsicht gestellt. Nach Ablauf derselben schrieb der Vorsteher der Schutzaufsicht des Kantons Baselland an Ferrari: «Wir konnten mit Freuden feststellen, dass Sie sich wirklich geändert haben und sich gut auffangen konnten. Wenn ich auch überzeugt bin, dass Sie auf dem richtigen Weg sind, besteht doch die Möglichkeit, dass ge-



Am 27. Oktober 1983 in Bassersdorf verschwunden und am folgenden Tag erwürgt entdeckt: Ferrari-Opfer Benjamin Egli (10).



Am 7. September 1985 am Dorffest von Rumlang verschwunden und nach drei Tagen erdrosselt aufgefunden: Ferrari-Opfer Daniel Suter (7).



Am 17. Oktober 1987 in Windisch AG verschwunden und tags darauf erdrosselt aufgefunden: Ferrari-Opfer Christian Widmer (10).



Am 26. August 1989 am Dorffest von Hägendorf SO verschwunden, am kommenden Tag erwürgt aufgefunden: Ferrari-Opfer Fabienne Imhof (9).

wisse Probleme auftauchen. Ich möchte Ihnen daher mitteilen, das wir stets bereit sind, Ihnen beizustehen, wenn Sie unsere Hilfe benötigen sollten.»

Noch während die Schutzaufsicht lief, nahm eine unheimliche Serie von Morden ihren schrecklichen Anfang. Zwischen dem 16. Mai 198o und dem 17. Oktober 1987 verschwanden in mehreren Schweizer Kantonen zehn Kinder, von denen drei bis auf den heutigen Tag verschwunden blieben.

«Spätestens nach der Ermordung von Christian Widmer im Oktober 1987», so der Aargauer Kripo-Chef Urs Winzenried, «war klar, dass ein krankhaft veranlagter Serienmörder am Werk war. Es bestand auch kein Zweifel, dass dieser nach kürzerer oder längerer Zeit ein neues Opfer suchen würde.»

Der Mörder schlug tatsächlich wieder zu. Diesmal traf es die neunjährige Fabienne Imhof aus Hagendorf SO. Am 26. August 1989 war sie mit ihren Eltern an einem Dorffest. Während die Eltern in einem Restaurant zu Abend assen, besuchte Fabienne mit ihrer Freundin Lea Schmid (Name geändert) verschiedene Chilbi•Attraktionen. Auf dem Rückweg zu den Eltern wurden die Mädchen von einem Unbekannten angesprochen und verliessen mit ihm den Festbetrieb. Ausserhalb des Dorfkerns schickte er Lea zurück und marschierte mit Fabienne allein weiter. Obwohl schon bald mit einer breit angelegten Suchaktion begonnen wurde, blieb Fabienne verschwunden. Erst am nächsten Tag fand eine Suchgruppe die Leiche des Mädchens an einem Waldrand. Es war erwürgt worden.

Zwei Tage nach Auffinden von Fabiennes Leiche traf sich in Solothurn die nach dem Opfer Rebecca Bieri benannte «Gruppe Rebecca», in der die polizeilichen Sachbearbeiter der verschiedenen von Kindermorden betroffenen Kantone zusammengefasst worden waren, zu einer Lagebeurteilung. Bei dieser Zusammenkunft wies ein Mitarbeiter der Kantonspolizei Aargau auf Werner Ferrari als möglichen Täter hin. Der Tatverdacht wurde damit begründet, dass Ferrari von seinem Aussehen her gut auf die von Fabiennes Freundin abgegebene Personenbeschreibung passe.

Die Kronzeugin

Auf Grund der Ähnlichkeit Ferraris mit Lea Schmids Personenbeschreibung stellte der Untersuchungsrichter am 30. August 1989 einen Haftbefehl aus, und noch gleichentags gelang es, Ferrari in seiner Wohnung in Olten festzunehmen. Die grösste Hoffnung, ihn überfuhren zu können, setzte die Polizei in eine Konfrontation mit der achtjährigen Lea. «In Anbetracht des Alters der Kronzeugin», so Winzenried, *entschlossen wir uns, keine Personenkonfrontation, sondern eine fotografische Wahlkonfrontation durchzuführen.» Diese fand am 16. September 1989 statt: Aus mehreren Lea vorgelegten Fotos zog sie zielsicher das Bild von Fer-rani heraus und sagte: «Dieser Mann gleicht ihm nicht nur, das war er!»

Am Bettagssonntag, dem 17. September 1989, zwei Wochen nach Ferraris Verhaftung, begaben sich Ernst Kuster und Reto Kehr (Namen geändert), zwei Ermittlungsbeamte der Solothurner Kantonspolizei, um 9 Uhr früh ins Untersuchungsgefängnis Alten, Wo sie den Inhaftierten bis kurz vor Mag befragten. Über den Inhalt der fast: dreistündigen Einvernahme schrieben sie einen Rapport von gerade einmal 13 Zeilen. Ihre Befragung legte den Grundstein zu dem, was Ferrari bis auf den heutigen Tag als «Pseudo-Geständnis» bezeichnet.. Zuhanden des. Untersuchungsbeamten Kuster, dem es: iii den Tagen zuvor gelungen war, so etwas wie ein «väterliches Vertauensverhältnis» zum Inhaftierten aufzubauen, übergab Ferrari um 13.30 Uhr den Briefumschlag dem Gefangenenwart. In diesem Brief befand sich ein Schreiben, das mit den Worten begann: «Gewiss bin ich der Täter...»

Zwei Tage später rückte Ferrari erstmals von seinem Geständnis ab und unterstellte dem Beamten Kuster, ihn mit einem uneingelösten Versprechen zum Geständnis gedrängt zu haben.

Die polizeiliche Einvernahme vom 26. September 1989 begann mit der Feststellung: «Sie haben sich gesprächsweise bereit erklärt, alle Straftaten seit Ihrer Entlassung im Jahre 1979, bei denen Kinder getötet wurden, auf sich zu nehmen. Wie begründen Sie diese Haltung?» Ferraris protokollierte Antwort lautete: «Ich suchte während meines ganzen Lebens den Kontakt zu Kindern, ohne dass damit sexuelle Gelüste verbunden waren. Ich habe auch nie ein Kind vergewaltigt, sondern suchte nur deren Nähe und Wärme. Weil ich in verschiedenen Kinderheimen aufwuchs, hatte ich immer intensiven Kontakt zu Jugendlichen. Diese Neigung ging auch in meinem späteren Leben nicht verloren. Ich fand schwerlich Kontakt zu erwachsenen Personen. Dadurch war ich immer auf der Suche nach etwas Unerklärlichem und glaubte, dieses am ehesten bei Kindern zu finden. Vor allem mit denjenigen Kindern, die sich freiwillig zu mir gesellten, fand ich sehr guten Kontakt.» Nach dieser Schilderung zeichnete Ferrari auf einem Blatt Papier verschiedene ihm bekannte Tatorte auf, erklärte jedoch gleich anschliessend, dass er mit diesen Taten nichts zu tun habe und die Fakten lediglich aus der Presse kennen würde: «Ich bin nicht einverstanden, dass ich in einem dieser Delikte als Täter hingestellt werde»

«Ich fand schwerlich Kontakt zu Erwachsenen. Dadurch war ich auf der Suche nach etwas Unerklärlichem», gab Ferrari zu Protokoll.

Am 27. September 1989 schrieb Ferrari in einem Brief an Untersuchungsrichter Klee: «Das Gute im Menschen' erlebe ich immer nur aus meiner eigenen Not. Die letzten zehn Jahre Freiheit waren schwerer zu ertragen als die vier Wochen U-Haft. Wie ist so was überhaupt möglich? Nur das selbst Erlebte wird man verstehen können. Die Not, der Schmerz auf der Seele, das Leben überhaupt, was sind das für Dinge? Keiner weiss, warum ich so empfinde, führ mich sowie für andere. Der Schmerz und eine nicht ergründbare Angst haben mich gezeichnet, als Mensch entwertet und hierher gebracht, wo ich nun bin. Mein Wissen, ein Kind im Dunkeln zurückgelassen zu haben, beschäftigt mich dermassen, dass ich mich auf nichts konzentrieren kann. Gewisse Szenen erlebe ich wie im Traum: wie mich das Kind Fabienne an der Jacke

festhält, als es plötzlich den Wald näherkommen sieht. Die Frage, wann wir denn wieder zurückgingen, und die plötzliche Angst, nicht vor mir, sondern der Situation wegen. Sobald ich ein Kind weinen höre, bekomme ich es mit der Angst zu tun.»

Die Einvernahme am 28. September 1989 begann mit der Frage: «Sie haben mündlich das Tötungsdelikt an Widmer Christian eingestanden. Wie kam es zu dieser Tat?» In der Folge schilderte Ferrari den Tathergang und fertigte entsprechende Skizzen an. In der gleichen Einvernahme gestand Ferrari schliesslich auch das Tötungsdelikt an Benjamin Egli. Beide Geständnisse wurden von Ferrari noch gleichentags vor dem Untersuchungsrichter bestätigt.

Bereits einen Tag später widerrief Ferrari in einem Brief an Untersuchungsrichter Klee die Geständnisse: «Ich muss die beiden Geständnisse zurückziehen. Es trifft auch nicht zu, dass ich noch ähnliche Delikte begangen haben soll.»

Am nächsten Tag nahm Ferrari den Widerruf seiner Geständnisse zurück.

die drei Knaben getötet habe.» Auf die Frage, weshalb er zuvor seine Geständnisse widerrufen habe, erklärte Ferrari: «Es gibt Momente, in denen ich die Sache selber nicht glauben kann. Es ist wahnsinnig. Ich glaube selber nicht, was ich weiss. Es ist etwas, was ich nie verschaffen kann.»

Widerrufene Geständnisse

Der erste Prozess gegen Werner Ferrari begann am 8. Dezember 1994 vor dem Bezirksgericht Baden und musste bereits nach einem Tag abgebrochen werden, weil Ferraris Pflichtverteidiger sein Mandat niederlegte, nachdem der Angeklagte seine Geständnisse abermals widerrufen hatte. Der zweite Prozess fand vom 6. bis 8. Juni 1995 vor der X. Abteilung des Bezirksgerichts Baden statt. Obschon der allerletzte Beweis fehlte, gelangte das Gericht zur Überzeugung, dass die Summe Indizien ausreichte, um den Angeklagten schuldig zu sprechen. Am 8. Juni 1995 wurde Werner Ferrari wegen mehrfachen Mordes zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt.

ich Liebe und Geborgenheit. Ich habe sie nie gefunden. Das ist mein Pech. Die Einzigen, von denen ich Liebe und Geborgenheit erfahren durfte, waren Kinder, junge Menschen, die ich kennen lernen durfte. Kinder, die mir Vertrauen entgegenbrachten und zu denen auch ich Vertrauen fand. Das mir entgegengebrachte Glück habe ich ungewollt zerstört. Keiner kann so etwas verstehen, ich am wenigsten. Was glaubt ihr, was für Schmerz und Leid auch ich ertragen musste, sitzend neben einem toten Kind, unfähig, mich zu erheben, es im Dunkeln zurücklassen zu müssen, dazu die Vorstellung und Erinnerung, was viele Jahre zuvor mir schon geschehen war. Bisher war mein Leben eine Art Trauma, ein Dasein des Umherirrens, eine Flucht vor der Vergangenheit. Es' gab Zeiten, da wollte ich nach meiner Mutter schreien. Ich habe auch gerufen nach meiner Mutter, damals, neben dem toten Kind, doch dieses Rufen. hat niemand gehört. So wie eine Mutter mit Schmerz und Leid durchhalten muss, so soll auch ich Schmerz und Leid ertragen müssen.

«Man erhielt oft den Eindruck, als erzähle er nicht von sich selber», sagte der psychiatrische Gutachter über Werner Ferrari.

In einem Brief an Untersuchungsrichter Klee hielt er fest: «Ich muss mich entschuldigen. Aber im Moment kann ich dieTragweite des Geschehens kaum erfassen. Es ist eben einfach zu ungeheuerlich. Zurzeit erlebe ich eine Art Angst, die nicht zu beschreiben ist. Ich will klarstellen: Aus einer Panikstimmung heraus habe ich die Geständnisse zurückgezogen. Mir ist klar, dass ich der Täter bin! Nur, ich kann es noch nicht glauben.»

Der Widerruf des Widerrufs des Widerrufs seiner Geständnisse liess nicht lange auf sich warten. Am 3.Oktober 1989 schrieb Ferrari: «Seit ich zwei mir fremde Delikte gestand, bin ich sehr durcheinander. Ich frage mich seit Tagen, was ich tun soll. Ich ertrage diese langen Verhöre nicht mehr, es macht mir einfach Angst, noch Delikte zugeben zu müssen, von denen ich keine Ahnung habe.»

Am 6. Oktober 1989 legte Ferrari sein letztes Geständnis ab: «Es ist richtig, dass ich nebst Fabienne Imhof noch

Auf das ihm zustehende Schlusswort hatte der Angeklagte verzichtet. Stattdessen verlas sein neuer Pflichtverteidiger ein Schreiben, das ihm sein Mandant übergeben hatte: «Vieles möchte ich sagen, dem Gericht vor mir sowie den Menschen hinter meinem Rücken, denen ich nicht in die Augen sehen kann. Sehr wohl weiss nur ich alleine, warum und weshalb es zu solch schrecklichen Taten gekommen ist. Kein Staatsanwalt, kein Gericht und gewiss auch viele Menschen hinter meinem Rücken können empfinden und nachfühlen, was in mir und meiner Seele vorgeht und was mich seit meiner Kindheit beschäftigt. Seit vielen Jahren schon bin ich aufder Suche nach etwas, was ich vermisse. Es mag viele von euch geben, die wissen, was ich damit meine. Das Geschehene lässt sich nicht rückgängig machen. Es gilt, solches Unglück in Zukunft zu vermeiden, denn es gibt Menschen, die sind auch so, wie ich einer bin. Seit meiner Kindheit suche

Eine Kindheit 'ohne Liebe und Geborgenheit ist keine Kindheit. Aber Liebe und Geborgenheit, das ist Glück und Heimat, ein Leben lang! Entschuldigen kann ich mich nicht, aber ich darf aufrichtig sagen: Es tut mir Leid! Und es kommt von meinem Innersten heraus! Ich will hoffen, der eine oder andere von euch wird sich Gedanken machen über das, was ich zu sagen hatte.»

Das Gutachten des Psychiaters

Eine Schlüsselrolle fiel bei der Urteilsfindung dem psychiatrischen Gutachten von Mario Etzensberger, Chefarzt der Psychiatrischen Klinik Königsfelden, zu. «Man erhielt 'oft den Eindruck», hielt der Gutachter fest, «als erzähle er nicht von sich selber, sondern von einer fremden Person, mit einem seltsamen Lächeln, wie wenn er aus Distanz ein ihm fremdes Wesen schauernd, fasziniert betrachten würde. Auf Grund seiner schizoiden Persönlichkeitsstörung war und ist er auch nicht fähig, die Taten in ihrer ganzen

Schwere einzusehen, und wahrscheinlich könnte er das mit seiner Empfindsamkeit auch gar nicht ertragen.»

«Grundsätzlich muss die Möglichkeit der Klärung eines Tatmotivs überhaupt in Frage gestellt werden», konstatierte Mario Etzensberger, «denn Voraussetzung dazu wäre, dass der Täter sich des <Motivs> überhaupt bewusst ist, dass er sich nachträglich daran erinnern und seine damalige affektive Situation formulieren kann und dass er die Wahrheit sagt. Schizoide Menschen haben ohnehin Mühe, Gefühle wahrzunehmen, geschweige denn, sie später nachzuerleben und verbal deutlich zu machen. Im Fall von Werner Ferrari muss angenommen werden, dass er seine Motivation gar nicht wissen möchte, ja sie auch nicht wissen darf, weil er mit diesem Wissen nicht leben könnte.»

Immerhin: Mangelndes Erinnerungsvermögen an die Taten konnte der Gutachter während der Untersuchung nicht feststellen, im Gegenteil: «Während er sich bei der Polizei an belas

Beine traurige Geschichte. Er besucht mich jahrelang. Erste Freundin; Kopf auf Bauch, gibt Wärme und etwas Geborgenheit. Über meinem Fenster ein Familienstreit. Der Schrei eines Kindes. Todesangst. Der Schrei ähnelt demjenigen im Thorberg. Ziehe dort weg, bin alleine, kenne viele Kinder. Kinderbesuche werden häufiger. Ich bekomme Angst, schicke viele weg, doch sie kommen wieder. Neue Wohnung, schlafe unruhig. Der Schrei vom Thorberg. Rolf kommt, trinkt und fällt wie tot aufs Bett. Sehne mich nach meiner Kindheit. Lerne Arzt kennen, bekomme Medikament, es wirkt etwas. Dann B. Egli gestorben, der Schrei vom Thorberg. Muss verdrängen, fahre sofort nach Basel zu Professor Dukor, doch der ist nun selbst Patient. Bringe ihm ein paar Blümchen, er war ein lieber Mensch. Zurück nach Zürich. Monika (Name geändert), 9 Jahre, kommt oft, wir machen Autofahrten und lange Spaziergänge. Was ist das für ein Kind, ich kenne ihre Eltern nicht, aber ich darf sie umarmen. Ich weine, sie fragt wa-

und es <abstellen> müsste und dass er Schreien und Widerstand mit Würgen unterdrücken würde. Aus einem inneren Zwang heraus blieb ihm in einer solchen Situation nur noch die Tötung.»

«Wenn ein Kind nicht weint», erklärte Werner Ferrari während der psychiatrischen Abklärung, «mache ich nichts. Wenn ich jedoch sehe, dass ich nichts machen kann, bin ich sofort am Hals. Ich kann das «Brüelen» nicht hören. Am Hals bekomme ich dann so eine Wut, so dass ich nicht loslassen kann. Bei zwei Dingen bin ich sofort fertig: wenn das Kind nach seiner Mutter ruft oder wenn es bettelt «bis so guet, hör uf.»

Hinsichtlich der Tötungsdelikte führte Gutachter Mario Etzensberger aus, habe die pädophile Veranlagung Ferraris nur insofern eine wesentliche Rolle gespielt, als sie ihn überhaupt in diese Situation gebracht habe: «Von dem Augenblick an, wo er sich mit dem Widerstand des Opfers konfrontiert gesehen hat (Schreien), ist ihm, wie jedem

«Dem Angeklagten war klar, dass er das Schreien seines Opfers nicht ertragen und es «abstellen>würde», erklärte der Gerichtspräsident.

tende Details nicht erinnern konnte», so das Gutachten, «erlebten wir ihn als geradezu «wahrheitsfanatisch», was bestimmte Einzelheiten anbelangt. Dennoch erhielten wir den Eindruck, als ob er uns nicht alles sagte, und dass noch vieles im Dunkeln liegt.»

Briefe aus der U-Haft

Einen zumindest fragmentarischen Einblick in die Motive eröffnet ein stichwortartiger Bericht, den Ferrari noch während der U-Haft schrieb:

«Entlassung Regensdorf, ich fühle mich verstossen, fange an zu trinken, suche Wärme, ein weibliches Wesen — oder Ersatz —, mein Verlangen nach Wärme steigert sich schlagartig, Angestautes wird lebendig. Ein paar Monate später, ein Sonntag, Reise nach Basel in die Psychiatrische Klinik PUK, suche Professor Dukor, meinen damaligen Gutachter. Weil er nicht anwesend ist, fahre ich zurück, brauche aber dringend ein Medikament. Lerne Rolf (Name geändert) kennen. Er trinkt Bier und erklärt feierlich, er sei schon bald zehn,

rum, ich kann es nicht sagen. Sie gibt mir Wärme. Dann Rumlag, ein lieber Bub. Störung. Aus. Zum Verrücktwerden. Bin verzweifelt. Dann getrunken. Der Schrei vom Thorberg. Habe Angst vor mir, ich kenne mich zeitweise nicht mehr, glaube nicht an mich. Denke über das Leben nach. Dann. Irène (Name geändert), eine liebe Frau, Kopf auf Bauch, bekomme Wärme. Dann Fabienne, bekomme Wärme, sie blickt in meine Seele, ich weine, dann das kommende Ende, beides geschieht zugleich: der Schrei von Fabienne und der Schrei vom Thorberg. Mich zerstört etwas, das Ungeheuerliche, der Schrecken, das Ende.»

Auf das Schreien, welches Werner Ferrari nicht ertragen kann, ging auch Gerichtspräsident Guido Näf in seiner Urteilsbegründung ein: «Bereits beim ersten Tötungsdelikt wusste der Angeklagte, dass sich sein Opfer früher oder später wehren, weinen oder gar schreien würde. Ihm war bewusst, dass er das Schreien nicht ertragen ;würde

Menschen, welcher sich aus irgendwelchen Gründen in einer solchen Lage befindet, nur die Möglichkeit der Flucht (Ablassen vom Opfer) oder der Aggression (Tötung) geblieben.»

Ferrari selber, davon ist nicht nur Mario Etzensberger überzeugt, «würde nie ein Kind plagen, damit es schreit», und für den psychiatrischen Gutachter ist Ferrari auch kein «klassischer» Se xualmörder: «Wenn ein pädophiler Mensch Tötungsdelikte an Kindern begeht, denkt man natürlich unwillkürlich an sexuell motivierte Taten, und das klassische Bild vom «Sexualmörder» taucht auf, der zur Befriedigung seines Triebes die Opfer tötet. Doch so einfach und eindeutig ist es nicht. Wenn Kinder als Sexualpartner Opfer von Tötungsdelikten werden, heisst das noch lange nicht, dass die Tötungen nur sexuell motiviert sind.»

In der Tat stand bei Werner Ferrari ein anderes Motiv im Vordergrund: die Suche nach Körperwärme, die ihm das Gefühl kindlicher Geborgenheit vermittelte. «Niemals hatte ich mit einem

Kind Verkehr», beteuert er, «und ich enthielt mich auch jeglicher abnormer sexueller Handlungen. Mein Verlangen ist anderer Art. Ob bei Frauen oder Kindern ist der Bauch für mich die wichtigste Region des menschlichen Körpers. Als Ersatz hatte ich eine flache Bettflasche, auf .die ich den Kopf legen konnte. So wie der menschliche Bauch, passt auch sie sich den Konturen des Kopfes an. Beide strahlen eine angenehme Wärme ab. Nur, eine Bettflasche ist nicht zum Streicheln und Liebhaben, sie ist tote Materie.»

Bei der Hausdurchsuchung nach Ferraris Verhaftung wurden in seiner Wohnung Dutzende von Adressen sichergestellt, die er sich notiert hatte: Kinderheime, Ballettschulen, Kindergärten, Kinderspielplätze, Kinderhorte. Bei wie vielen Kindern er Wärme, Zuwendung und Zweisamkeit gefunden hat, weiss Werner Ferrari heute nicht mehr. «Es waren unzählige», erinnert er sich, «und nie ist dabei etwas passiert. Auch die Eltern dachten sich nie etwas Schlimmes dabei, wenn mich ihre Kinder besuchten, weshalb auch? Ich hatte schliesslich Zeit, um mich um sie zu kümmern und mit ihnen zu spielen.» Auf Kontakte mit Kindern war er auch stets vorbereitet: «Ich trug fast immer irgendwelche Spielsachen auf mir, kleine Gummibälle zum `Beispiel. Aber sexuell habe ich mich nie mit einem Kind eingelassen, und nie wollte ich ein Kind verletzen — das widerspricht völlig meiner Natur.»

Wie sehr sich Werner Ferrari auf den Umgang mit Kindern verstand und wie sehr ihn diese mochten, belegen auch unzählige Postkarten und Briefe, die sie ihm geschrieben haben. «Wir schauen fast nur Fernsehen. Leider kannst du nicht mehr zu uns kommen, weil wir Samstagmorgen schon wieder nach Adelboden kommen», schrieben zum Beispiel Kurt, Urs, Tabea, Rahel, Willi und Hanni auf einer Ferienpostkarte. Und sogar noch dann, als er bereits verhaftet worden war, erhielt Ferrari Kinderpost: «Wie geht es dir?», steht auf einer Postkarte, die ihn damals aus Italien erreichte. «Hier in Rom scheint die Sonne, und wir haben 3o Grad am Schatten», liess ihn Yves wissen, und auf Ferraris Antwortschreiben erwiderte der Junge: «Du hast eine schöne Schrift. Werner, wie alt wirst du dieses Jahr? Wie beschäftigst du dich? Wie du siehst, bin ich auch sehr neugierig.»

Immer wieder versuchte Ferrari auch, eine Stelle als Erzieher in einem Kinderheim zu erhalten, und zumindest einmal kam er diesem Ziel recht nahe, als er Anfang November 1986 in einem Kinderheim in Oberägeri eine Stelle als Hilfskoch bekam. Als bekannt wurde, dass er versucht hatte, sich an einem Kind sexuell zu vergreifen, wurde er am 23. März 1987 fristlos entlassen. Auch bei anderen Arbeitgebern hatte er sich wiederholt als «Heimerzieher» oder «Sozialhelfer» ausgegeben oder Stellen mit der Begründung ge

kündigt, einer solchen Tätigkeit nachgehen zu wollen. Und wenn er irgendwo nach seiner Beschäftigung gefragt wurde, gab er jenen Beruf an, den er sich in seinen Fahrzeugausweis hatte eintragen lassen: Heimerzieher.

Auf Grund der Schwere der Delikte und der seit Jahrzehnten verwurzelten, festgefahrenen Verhaltensmuster stellte Gutachter Mario Etzensberger am Prozess bezüglich Ferraris Zukunft eine schlechte Prognose, «denn die ihm attestierte Krankheit dürfte sich psychotherapeutisch nur schwer beeinflussen lassen». Der Gutachter empfahl deshalb dem Gericht, Werner Ferrari, den er «als eine schwere Gefahr für die öffentliche Sicherheit und- Ordnung» bezeichnete, nach Art. 43 StGB zu verwahren und ihm eine strafbegleitende therapeutische Behandlung zukommen zu lassen.

Von einer Verwahrung sah das Gericht jedoch ab und beliess es bei der lebenslangen Zuchthausstrafe. Gerichtspräsident Guido Näf hatte für diesen Entscheid gute Gründe: «Durch die lebenslängliche Zuchthausstrafe und die mit an Sicherheit grenzende Wahrscheinlichkeit nicht zu erwartende bedingte Entlassung, kann die Gefährlichkeit im Sinne des Gesetzes behoben werden. Nach der geltenden Rechtsordnung muss nämlich bei einer Verwahrung mindestens einmal jährlich die probeweise Entlassung geprüft werden, doch durch diesen jährlichen Überprüfungsmechanismus ver-

grössert sich die Gefahr einer Fehlentscheidung.»

«Herr Ferrari ist ein problemloser Insasse», sagt Martin Pfrunder, seit 16 Jahren Direktor der Strafanstalt Lenzburg. «Aber eigentlich ist er im Zuchthaus am falschen Platz, denn wir sind weder von der Infrastruktur noch dem Personal her dafür eingerichtet, psychisch Kranke so zu betreuen. wie es notwendig wäre.» Als Ferrari jedoch im vergangenen Jahr aus eigenem Antrieb seine Bereitschaft erklärte, sich in der Psychiatrischen Klinik Königsfellen über eine unbestimmte Zeit hospitalisieren zu lassen, um «herauszufinden, ob ich tatsächlich der Täter war und wenn ja, weshalb», musste darauf verzichtet werden. «Die Klinik Königsfelden», schrieb Etzensberger. «bietet trotz geschlossener Abteilungen zu wenig Gewähr auf Sicherheit bei diesem rückfallgefährdeten und gemeingefährlichen Täter.»

«Alle Beweise für meine Unschuld sind zerstört worden», sagte mir Werner Ferrari kürzlich bei einem Besuch in Lenzburg, und sein Alter Ego Marco meinte: «Es ist mir nicht möglich, zu erklären, was geschehen ist; keiner kann so etwas verstehen.» In praktisch allen unseren Gesprächen und Briefwechseln manifestierte sich die Dualität des Werner Marco Ferrari. Sobald ein Thema berührt wurde, das in ihm Emotionen weckte, konnte er seine Gefühle nicht einfach stehen lassen, sondern versuchte geradezu verzweifelt, zu rationalisieren, so, als würden sich Werners Gedanken ruhelos um die Ursachen der Handlungen von Marco drehen. In den Worten von Gutachter Mario Enzensberger: «Ratlos steht er vor der Zwiespältigkeit, dass er Kinder gerne hat und sie tötet.»

Ferraris verzweifelter Kampf gegen sein zweites Ich und seine unablässige Suche nach einer Erklärung prägen seine heutige Existenz. «Wenn man das Gefühl hat, niemanden mehr zu haber der einem glaubt, dann ist man tatsächlich verloren», schrieb Werner einmal in seinen bekannten Grossbuchstaben. «Denn keiner, der nicht solches erlebt hat wie ich, weiss, wie wenig es braucht, bis man aus tiefer Verzweiflung Taten gesteht, die man nicht begangen hat. Ich habe diese Kinder nicht umgebracht, so wie ich noch nie ein Kind misshandelt habe.»

Die gespaltene Person

Kaum fassbar, dass dieselbe Person aber auch schreiben kann (diesmal in Schreibschrift und Bezug nehmend auf den Fall Fabienne Imhof): «In der Stille glaubte ich, das Kind atmen zu hören. Aber ich spürte nur noch die Wärme seines kleinen Körpers. Ich berührte ihre Hand, als würde sie dabei aufwachen. Für ein paar Sekunden dachte ich an meine Mutter. Dann plötzlich kamen die Tränen, unaufhaltsam. Mir wird bewusst, ich bin wieder allein. Verzweifelt und verlassen neben diesem Kind. Noch einmal streichle ich dem Kind übers Haar, meinem Kind, und 'nehme Abschied. Ungeheuerlich, was in dieser Nacht geschehen ist. Der Kreis hat sich geschlossen. Und keiner merkte es. Kontrollverlust des Körpers. Unglaublich: Ich sitze neben einem toten Menschen und hasse alles. Was will ich jetzt noch tun, wo es wieder geschehen ist? Meine Gedanken überstürzen sich. Ich verliere die Liebe. Immer und jedesmal, wenn ich die Liebe in den Händen habe, zerstöre ich sie. Irgendetwas stimmt hier nicht. Werde ich jemals verstehen können, wo der Riss in meinem Leben entstanden ist...?»

Konkrete Gedanken über seine Zukunft macht sich Werner Ferrari nicht. Er ist vollauf damit beschäftigt, in seinen Gedanken nach jenen Beweisen zu suchen, mit denen er seine persönliche Unschuldsvermutung aufrechterhalten kann. Der straff geführte Anstaltsbetrieb. die von den Insassen geforderte Disziplin und der praktisch totale Verlust jeglicher persönlicher Freiheit im Strafvollzug berühren ihn nicht. Den Umgang mit vorgeschriebenen Strukturen und Hausordnungen ist er sich von Kindesbeinen an gewohnt; sie beeinträchtigen seine «gedankliche Freiheit», wie er sagt, überhaupt nicht. «Natürlich habe ich Verständnis, wenn man mir sagt, dass sich nichts mehr für mich tun lässt», schrieb er mir in seinem letzten Brief und fügte hinzu: «Das Einzige, was ich nicht will, ist Mitleid — das brauche ich nämlich am wenigsten.»

Wie es um die Zukunft von Werner Ferrari bestellt ist, teilte Anstaltsdirektor Martin Pfrunder seinem Insassen bereits vor vier Jahren mit. Am 18. November 1996 schrieb er ihm unmissverständlich: «Sie gelten als rückfälliger Täter. Auf Grund der Aktenlage kommen Vollzugserleichterungen nicht mehr in Frage. Mit anderen Worten: Sie haben sich darauf einzustellen, Ihr Leben in einer geschlossenen Vollzugsanstalt verbringen zu müssen. Vollzugserleichterungen können schon deshalb nicht bewilligt werden, weil ein derartiger Schritt durch eine Vollzugsbehörde von der Gesellschaft nicht verstanden und mitgetragen würde.» <

Peter Holenstein lebt und arbeitet als freier Autor im norditalienischen Brezzo di Bedero. Sein jüngstes Buch. «Die Innenseite der Schuld», in dem er sich mit der Lebensge• schichte eines Alkoholikers befasst. der seinen anderthalbjährigen Sohn getötet hat, ist kürzlich im Haffmans-Verlag erschienen *(holenstein@prontomail.com).*